

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer. 1927-1944 1933

171 (23.6.1933) Am badischen Herd

Am badischen Herd

Unterhaltungsbeilage des „Führer“

Leutnant Friß

Militärhumoreske von Walter Wolfari

Die Anleihe

Leutnant Friß von Kunobauhen war sehr solide. Er überlegte jede Ausgabe, trank abends im Kasino nur zwei Maß Bier, wo seine Nachbarn saßlose tranken, kurz, er war das, was die gestrengen Regimentskommandeure ein Muster des Offizierkorps nennen. Dabei war er kein Dummkopf, im Gegenteil, er schimpfte nach Soldatenrecht in allen Tonarten, ärgerte sich riesig über die schlechten Beförderungsverhältnisse in der Armee und grockte mit der Kasinofische, weil sie ihm fast niemals sein Lieblingsgericht, Brühkartoffeln und Erbspüree, vorsetzte. Trotz all seines Schimpfens war Leutnant Friß aber sehr beliebt, seine Leute gingen für ihn durchs Feuer, und er hätte keine Konduite lesen können, er hätte gefunden, daß ihn seine Vorgesetzten zwar für einen schwierigen Untergebenen, aber auch für einen recht guten Soldaten hielten.

Heute aber schimpfte Leutnant Kunobauhen nicht aus Gewohnheit. Er hatte nach reiflichster Ueberlegung wirklich allen Grund dazu. Es war, um aus der Haut zu fahren. Er war doch weiß Gott ein gewissenhafter Rechner, jeden Pfennig hätte er noch zweimal geteilt, wenn es möglich gewesen wäre. Seine Finanzwirtschaft schloß sonst allmonatlich mit einem Barbestand von 5 Mark für das Sparbuch ab. Diesmal aber? Ein runder Taler Fehlbetrag. Tiefe Falten reiften sich in seine Stirn. In jeder Erschütterung seines seelischen Gleichgewichts dachte er das erste und einzige Mal in seinem Leben daran, zu pumpten. Sein Finanzrückblick erschien ihm schlimmer, als wenn das Reich des gewaltigen Kurfürstern in Berlin ein Defizit von 200 Millionen aufwiese.

Und lange grübelte er, wer von seinen Verwandten ihm am pumpreichsten erschiene. Die Kameraden kamen nicht in Frage, die sollten an seiner berühmten Finanzwirtschaft nicht irre werden.

Da war zuerst der Senior der Familie, Gustav Adolf von Kunobauhen, Fideikommissar auf Kunobauhen, Eppfingen, Rietow, Kammerherr und sonstiger Würdenträger.

Da waren Wilko Kunobauhen, Oberst a. D. und Herr auf Rastburg; Arnislav Kunobauhen, Exzellenz und Minister a. D. . . . Und dann die andern . . . alles Offiziere, Beamte . . . Männer in angelegenen Stellungen, aber alle mit der in der guten alten Zeit fast vorchriftsmäßig schmalen Geldtasche.

Nach längerem Grübeln verfiel Leutnant Friß auf den Senior derer von Kunobauhen, Ihm,

als dem Chef des Hauses, stand die Ehre zu, von der Jugend angepumpt zu werden. Als guter Soldat sauberte der Leutnant auch nicht lange und schritt zur Tat, d. h. er griff zur Feder. Es wurde ihm selbst fast rührelia amute, so treffend und schön fand er seinen Schreibbrief, mit der Bitte, ihm doch gleich einen Zwanziger zu schicken. Noch nie habe er gepumpt, seine Finanzen seien immer ein Vorbild für die ganze Armee, und das Finanzministerium in Berlin geweiht, aber jetzt sei er zu einer Anleihe gezwungen, deren Mühseligkeit auf Grund seiner Reichthümer an Wschbehern usw. gewährleistet sei.

Fieberhafte Tage verlebte Kunobauhen, nachdem er seinen Schreibbrief dem blauen, bungenigen Kassen der Post anvertraut hatte. Immer mußte er an die Antwort denken, und es paßte ihm einmal sogar, daß er antwortete: „Das Gewehr über!“ „Portemonnaie auf!“ kommandierte.

Und endlich, Leutnant Friß hatte eben sein kärgliches Gehalt ausgezahlt bekommen, kam der ersehnte Brief. Der Senior der Familie schrieb lang und ausführlich, erzählte von der Not der Landwirtschaft, den Sorgen für Kinder, von Ehrenausgaben usw. Er wisse selbst in manchem Augenblick nicht, wo er einen Taler für unbedingt nötige Ausgaben erübrigen könne. Es sei ihm deshalb leider nicht möglich . . .

Leutnant Friß las nicht weiter. Still und ernst setzte er sich an den Schreibtisch und antwortete:

„Vieher, sehr verehrter Herr Onkel! Ihr Brief hat mich fast erschüttert! So schlecht wie Ihnen geht es mir denn doch nicht, deshalb gestatten Sie mir bitte, einen noch im Vormonat erparten Taler als kleine Beihilfe zu überreichen. In gehorsamer Verehrung Friß Kunobauhen, Leutnant im . . .“

Der Senior derer von Kunobauhen staunte beim nächsten Familientag nicht wenig, als ihm fast alle jungen Vettern ihre Erparnisse in Höhe von 50 Pfennig und 1 Mark zur Beihilfe anboten.

Der Stubenschäke

Leutnant Friß war seit seiner misglückten Anleihe noch spärlicher geworden als vorher. Da ihm das Essen im Kasino nicht immer zulagte und zu teuer erschien, drückte er sich oft unter irgendeinem Vorwand und lockte selbst auf dem kleinen Ofen in seiner Kameradenwohnung, und stets waren es dann Brühkartoffeln oder Erbspüree. Auch vom Hof hielt er sich gern fern. Er ärgerte sich über die winzigen Scheibchen mit

Wachs oder anderen Kleinstücken. Das Korps der Leutnants sagte ihm nach, er hätte einmal, als Seine Durchlaucht fragte, ob es ihm geschmeckt habe, geantwortet: „Schmecken Euer Durchlaucht den Kerl von Koch raus! Der kennt weder Brühkartoffeln noch Erbspüree!“

Wieder einmal war ein Hofball angelegt, und Leutnant Friß hatte sich unter einer stichhaltigen Ausrede gedrückt. In glänzender Laune lockte er sich eine Leibweide und froh, — seiner liebsten Gewohnheit nach — schon gegen 10 Uhr in die Federn.

Leutnant Kunobauhen hatte einen guten Schlaf. Die Leutnants haben ihn alle, es gehört das schon zu einem Hauptausbildungsweg der Fährniszeit. Wer das nicht lernt, der würde in seiner Kameradenwohnung am knallenden Kommissarhut — Verfolgungswahnsinn zugrunde gehen.

Leutnant Friß hatte einen guten Schlaf, aber das, was die über ihm wohnenden drei Kameraden, die nachts zwei Uhr vom Hofball zurückkamen, an Schlachtenlärm vollführten, das hätte selbst Maria, den Götten, aus seinem Grabe im Pudent aufgeschreckt.

Kunobauhen hatte von 1870 geträumt. In jähem Erwachen brüllte er: „Seitengewehr pflanzt auf! Mariß! Mariß! Hurra!“ Doch kein Spielmann half im Anvancieren. Nur droben donnerte es unter Lachsalven und fallenden Stiefeln . . .

Leutnant Friß fluchte, fürzte wütend aus den Federn und griff zur Pistole . . . Armeerevolver . . . Kaliber 100!

„Ruhe!“ donnerte der Aufgeschreckte. Ein Raschbeden schlug oben in bedrückender Antwort zu Boden.

Bums! knallte Kunobauhens Armeerevolver mißgünstig zur Decke.

Lotenfülle. Drei Leutnants sitzen oben mit angesogenen Beinen auf den Stühlen. Einer läßt den letzten Stiefel fallen.

Bums! beschwert sich unten Kunobauhens Artillerie. Mörkel, knallt aus der Decke. Die oben hören es riefeln, glauben, der Fußboden sei durchschlagen.

10 Minuten vergehn. Atemlose Stille, nur das Klappern von Nagelschrauben dröhnt dumpf auf den Treppengängen der Kaserne . . .

15 Minuten vergehen. Einer faßt sich oben den Mut, verückt auf Strümpfen zum Bett zu vürschen. Ein Bett knarrt im Bodenbelag.

Bums! rächt sich drunten Kunobauhens modifizierter Schlafwächter. —

Wie lange man oben mit angesogenen Beinen auf Stühlen aushält, davon weiß die Kriegsgeschichte nichts zu berichten. Dunkle Gerüchte und Kolonnenfama behaupten, sie sitzen heute noch da. Aber das ist nicht anzunehmen. Die Interalliierte Kontrollkommission hätte die drei heimlichen Leutnants sicher längst entdeckt. —

Bauer in der Stadt

Von Hans Anders.

Die Gasse ist holzig und schmal und sehr feil; schief und grau neigen sich die Häuser darüber, und immer sehen die Fenster tiefschwarz aus. Die Türen sind niedrig und traurig, als brauche sie niemand mehr, als seien sie schon seit Jahren vergeschlossen.

Aber so klein und bescheiden das Gäßchen auch ist, es verbindet zwei Straßen, die lang und breit sind und vornehm strahlen bei Tag und bei Nacht. So kommt es, daß noch immer viel Leben die Gasse durchströmt, hastig, eilig, gebest. Niemand bleibt stehen; alles treibt vorwärts. Einer jagt den andern.

Es ist eine Einbahnstraße; der Strom drängt selbstam von unten nach oben. Wenn die Autos bellern und huhen, müssen die Menschen hart an die Häuser springen. Und selbst dann noch streifen die Kotflügel Mäntel und Röcke.

Da biegt nun ein Bauer mit seinem Wägelchen vorwärts in die Gasse, um nach der anderen glänzenden Straße hinaufzufahren. Das Pferd setzt verwundert und sehr bebütam Huf vor

huf auf die Regenkopfstiele. Und nun kommen die Autos und brüllen und kreischen und schreien und bellern und wollen das Wägelchen treiben; schneller, immer schneller. Aber der Bauer hat Zeit, und das Pferd hat Zeit, und überdies ist der Weg auch steil.

Sie schreien und rufen hinter ihm her. Sie drehen die Fenster auf und stecken hochrote Köpfe heraus und bebren erregt. Der Bauer lächelt und reißt am Zügel; das Pferd nickt, und das Wägelchen hält, und alle stählerne Kraft hinter ihm stockt wie Blut beim Schlagfluß.

Endlich hat er sein Pfeischen in Brand gesetzt. Gorgiam steck er Beutel und Streichhölzer ein, greift nach dem Zügel und blickt sich um. Er lächelt noch immer; aber seine Augen sind weit geworden. Die Steine fallen, der Stoch zerstückt. Aber dahinter breitet sich auf und ewig die Erde.

Langsam zieht das Pferd wieder an. Die Hufe klappern im Takt.

Und machtlos in ihrer Wut knirschen die Autos ihm nach; langsam — ganz langsam.



48. Fortsetzung.

Ich danke, lief zu Papa Wendland, traf den Alten im Garten: „Morgen wird der Keller geräumt, ich darf Ihr Altermieter werden. Für das fiese Wort kann ich nichts. Sind wir einig?“

Handschlag. Gefächter. Sofort spendierte der Vorsteher einen Schoppen Wein, vielleicht auch zwei, das ging so hurtig weiter. Bis die Sonne sank und meine Füße immer schwerer wurden. Da hörte ich Marias Stimme, die mich aus meiner süßigen Seligkeit aufschreckte. Ich blickte durchs Fenster: Straße, wie wunderbar! — hupp. Maria stand am Zaun und schämte sich meiner Trunkenheit mehr als ich selber. Aber sie schämte sich nicht mit verärrertem Gesicht, sie glühte wie im Sonnenbrand und machte eine Faust. Ein Häufchen.

„Wo bleibst du? Warum läßt du mich allein?“

Ich straukelte hinaus, während Papa Wendland auf seinem Sofa liegenblieb. Kein Dampfstrahl hätte ihn hochwinden können. Sein Schnarchen war friedliche Musik, sein Kestax verzauberte mir die grüne Welt. In meinem Arm hing Maria Selbach, die mich nicht durchs Dorf zu führen wagte. Wir schunkelten seitwärts ins Gebüsch, landeten im Dickicht der Weidenbäume, wo uns das Sumpfwasser des Ufers bis an die Knöchel reichte. Welche Sorge für die kleine Mutter, einen Saufbold zum Bräutigam zu haben.

„Mariechen, ich tu es nie mehr wieder!“

Das Mädchen zog mich aus dem Matsch, um hint die strömende Abendluft des Rheinufers zu gewinnen.

„Mariechen, das war, hupp, das letzte Mal in meinem Leben!“

„Das wäre schade, Manes!“
Wir standen am Wasser, die wehende Luft war Salbe auf den Nausch.

Als ich aufwachte, mußte ich nicht, wann ich eingeschlafen war. Mein Kopf lag auf wonnigem Kissen. Ringsum gespensterte die Nacht, arweilen pfiff eine Eule, oder späte Hummeln bettelten an irgendwelchen Blüten um Honig. Sonst nur Sterne und ein Ruch wie vom gärenden Wein. Zu meinen Füßen lag das ärtliche Plätschern des Rheins, auf meiner Stirn die weiche Hand Mariens.

„Ausgeschlafen, Manes?“

Ich rieb mir die Augen, unter meinem Kopf bewogte sich das Kissen. Marias Schoß. Die kleine Samariterin. Da rekte ich mich auf, um dem Mädchen nicht zur Bürde zu werden. Mein Nausch war verlogen, kein dumpfer Schmerz zerdrückte den Kopf, Vater Wendlands Wein war alt und sauber gewesen.

„Maria, ob die Ankers uns vermissen?“

Das Mädchen lachte auf, als sei jede Sorge vom Uebel. So hockten wir nebeneinander, an Märchen glaubend, auf Wunder hoffend, arfadisch frei, Befessene des Glücks. Zuweilen ein Flüstern im Gebüsch: Wir waren nicht die einzigen, die sich lieb hatten! Erquidet mich mit Blumen, gebt mir Äpfel zur Stärkung, denn ich bin schwach vor Liebe. So stand's im Hohen Lied, auch Maria wußte den Spruch. Da freute ich mich, weil unsere Seelen schon aus gleichen Brunnen geschöpft

hotten. Wann durfte ich jemals so küssen? Mehr, Maria, mehr!

Das tat der Sommer. Das war die Einsamkeit der Nacht, die mich kühn machte. Wenn ich die Augen schloß, sah ich einen Garten, in dem alles reif war. Oder ich meinte, wenn Marias Atem mit dem meinigen zusammenfloß, in einem wiegenden Strom zu treiben. Ich hatte keine Sorge, zu ertrinken. Und spürte keine Lust, ans Ufer zu fahren.

Der Kopfknollen im Nacken des Mädchens serfiel, Marias Haare wehten mir ins Gesicht, die Welt roch nach Kefeda. Wir blickten nach oben: Der Mond war krumm wie ein Türkenhäbel. Und wieder umschwirrten uns diese Hummeln, als hätten sie Süßigkeit gewittert. Oder es schwammen Johannisfinken so lautlos durch die Luft, daß man nicht zu sprechen wagte. Wie satte Bäuche wölften sich die Schatten der Weinberge, und der aufbellende Sommerdimmel durchschimmerte die Ballade einer Burgruine. Wir hatten Angst, die Sonne könnte kommen. Mehr, Maria, mehr! Da wehrte sie sich, da serbis sie mir den Arm. Und kratzte. Und wollte weinen. Ihre Wangen waren warm wie kleine Oefen. Ihr Mund schmckte nach Klee, ich durfte keine Biene sein. Doch nippte ich bescheidener jetzt, weil das Mädchen zitterte.

„Denk es nur aus, Maria, wenn das alles stumm und tot und verscharrt wäre . . .!“

Sie verschloß mir den Mund. Warum beschwor ich die bösen Geister. Ich schämte mich und froh. Und glühte wieder, da sich Maria die Haare scheitelte und flocht.

Indessen strömte der Rhein ewig ins Ewige. Woher sammelte er die unendliche Fülle? Das war alles Schwimmen und Wiederkehr, das war alles Kommen und Vergehen. Wie wir selber. Ich kam auf weite Gedanken, da ich mich reicher dünkte als alle Reichen. Ueberall fieberte die Welt, was sollte das schon bedeuten? Ich war die große Achse, die Sterne umkreisten mich als Untertanen.

Maria war die erste, die in die bloße Wirklichkeit zurückschwebte. Sie sagte: „Mag kommen, was will, — wir wollen nur noch zu uns selber gehen!“

Ich machte ihr Glück zum meinigen. Maria wollte bei Manes unterstürfen, Manes bei Maria. Wie Kinder vor dem Gewitter. Wie Lämmer vor den Wölfen. Was wir besahen, war kein trüblichst. Ich wußte nur, daß ich eine Nacht in uns, wenn wir auch vogelfreie Zigeuner waren.

Die Sonne kam, ein Märchen ging. Die ersten Menschen, die uns begegneten, waren Franzosen mit Helm und Bajonett. Käufe in unserem Weis, da half kein Injektionspulver. Was am Rhein geschah, war die Gefangenschaft der Sehnsucht. War der Krieg gegen den Frieden. Ich fand keine klare Formel für das, was sich in mir empörte, als das Licht des Tages alles Sinnlose wieder unbarmherzig enthüllte. Ich wußte nur, daß ich eine Nacht erleben durfte, die nie wiederkam. Dennoch war es mir, als wüßte ich meinen Weg. Nochte er Kampf heißen: was leben sollte, würde leben.

„Komm, Maria, wir haben noch viel zu tun!“

Wir schritten durch die Uferwiese, jeder Palm trug Perlen, jede Blume sammelte Sonne in ihren Tropfen. Anste Beine wurden naß, als hätten sie bis zu den Knien gewartet. Das Blinken und röllische Schillern nahm kein Ende; wo ein Pfänzchen grünte, bog es sich unter der Bürde des Taus. Und wo der Lautrophen über bebogene Salme zur Erde rollte, richtete sich die Pflanze wieder auf. Das war wie ein erköstes Seufzen, man hörte es nicht, man sah es nur.

Im Dorfe war es schon rege geworden. Alte Frauen schlurten zur Frühmesse, im Küsterhof gaderete eine Henne, aus der Untertür des Bäckerlabens kroch ein Junge mit warmen Brötchen im Korb. Und im Tor des „Goldenen Ankers“ stand Herr Adam, mein ehrentreuer Freund. Der Spottvogel grinste uns entgegen:

„War's schön, Kinder?“

„Adam, ich frage dich daselbe!“

Fortsetzung folgt.